

Ähnlich dem Schwulen schlüpfen sie in die Rolle des offenen „Posiergehabes“, „machen sich schön“, ein Arsenal von falschen Wimpern, Perücken und Schminkutensilien nutzend, das es ihnen erlaubt, die großen Gefühle in Szene zu setzen und „nachzuäffen“. Authentizität wird nur unter der Maske der unwürdigen Greisin sichtbar. Aber die List der Rolle überwindet ihr Dasein als Objekt, das eben nicht das ganze ist.

Authentizität zu fordern, stünde uns erst dann an, wenn die Liebesbedürfnisse von alternden Frauen weder im Hinblick auf ihre Eigenliebe noch im Hinblick auf die Fremddachtung gefährdet wären. Vorerst aber müssen alternde Frauen, die sich nicht in die Rolle der sublimierenden Intellektuellen zurückziehen können, noch den fremden Zuschreibungen beugen wollen, jede für sich allein einen listigen Ausweg aus dem Tunnel des Verzichts suchen.

Anmerkungen

- 1 Rosa v. Praunheim, „Die Baßamsel singt nicht mehr“, *Der Spiegel* Nr. 27, 29. 6. 1981, S. 159
- 2 Helga Dierichs, Margarete Mitscherlich, *Männer*, Ffm. 1981, S. 223
- 3 Rosa v. Praunheim, „Rosa oder die Sehnsucht nach dem Happy-End“, *Pardon* Nr. 12, Dez. 1976, S. 16
- 4 Helga Dierichs, Margarete Mitscherlich, a.a.O., S. 222
- 5 Rosa v. Praunheim, „Rosa oder die Sehnsucht nach dem Happy-End“, a.a.O., S. 16
- 6 Helga Dierichs, Margarete Mitscherlich, a.a.O., S. 226

Lerke Gravenhorst Frau und Mann im Patriarchat: Die falsche Liebe oder die falsche Theorie?

Eine Streitschrift und ihre Absicht

„Ja, ja und nochmals ja“ möchte man Cheryl Benard und Edit Schlaffer bei vielen Passagen ihres Buches zurufen, während man befreit aufatmet; bei anderen Passagen aber „Nein, nein und nochmals nein“, da sie einem (und einer) eher die Sprache verschlagen. Und damit haben die beiden Autorinnen gewiß einen Teil ihres Ziels erreicht. Denn wenn das Buch die Gemüter der Lesenden, für die es hauptsächlich gedacht ist – die Frauen im Umkreis der Frauenbewegung – in Bewegung hält, trägt es vielleicht dazu bei, die Frauenbewegung selbst in Bewegung zu halten. Genau die ist nämlich in Gefahr – so die Diagnose der Autorinnen. Sie ist eben auch deswegen in Gefahr, weil sogar die frauenbewußten Frauen sich aus der politischen Arena in die privaten Räume zurückziehen – und da vornehmlich in die lähmenden Arme von Männern. Aus diesen soll das Buch die Frauen lösen und ihnen für ihre männerunabhängigen, „eigenen“ Interessen, Möglichkeiten und für die Notwendigkeiten einer Politik für Frauen wieder die Augen öffnen.

Die Liebesgeschichten aus dem Patriarchat und ihre Nacherzählungen und Kommentierungen durch Cheryl Benard und Edit Schlaffer sind so liebevoll nicht. Im Gegenteil, sie fügen sich zu einer wahren Streitschrift zusammen. Die Autorinnen streiten „wider Emanzipationsmüdigkeit“ bei (uns) Frauen, gegen Passivität und Dogmatik, für Aktivität und Pragmatik, die sich aber an einer Opposition zum Patriarchat und am Durchsetzen von Gerechtigkeit für

* Nach der Lektüre von: Cheryl Benard und Edit Schlaffer: *Liebesgeschichten aus dem Patriarchat*. Von der übermäßigen Bereitschaft der Frauen, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt, 1981, 288 S., DM 19,80

Frauen orientieren. Sie streiten für die Möglichkeit, Orthodoxien aufzulösen, ohne in Prinzipienlosigkeit zu fallen; für die Möglichkeit, Widersprüchlichkeiten zu leben, Kompromisse zu machen, ohne zur Kompromittierung verdammt zu sein. Die Autorinnen sind mutig genug, Tabus zu durchbrechen, sich nicht an Grenzen der Thematisierungen in der Frauenöffentlichkeit zu halten. Sie verletzen vor allem ein Tabu – die Thematisierung der Rolle, die (wir) Frauen selbst bei der Stabilisierung frauenschädigender, patriarchaler Zustände spielen.

Zudem schreiben Cheryl Benard und Edit Schlaffer in einem für sozialwissenschaftliche Autorinnen und Autoren ungewöhnlichen literarischen Genre – dem der Streitschrift und des satirischen Pamphlets. Sie tun es mit Erfolg. Sie halten sich an ihre eigene Maxime von „Ironie, Selbstkritik und Reflexion“, so daß man sich ganz rasch in den Geschichten festliest, die sie zu berichten haben – und dann sogar zu rasch. Denn ihre satirische Phantasie, ihr Spott und Sarkasmus sind verführerisch, führen mit dem Gestus des Nicht-Ernstzunehmenden zu Bildern, Aussagen und Urteilen, die erschrecken lassen und genügend Anlässe liefern, das Buch nicht einfach mit einem befreiten Durchatmen und ermutigt aus der Hand zu legen. Auf alle Fälle muß es irritieren, wenn Ironie und Sarkasmus auf Verhältnisse von bitterstem Ernst treffen. Was gilt? Muß der Ernst nur als Spott, der Spott noch als Ernst gelesen werden? Muß alles, braucht nichts ernst genommen zu werden?

Cheryl Benard und Edit Schlaffer schreiben, um die „beispiellose Brüchigkeit der Herrschaftsstrukturen“ (9) eindringlich vor Augen zu führen, vor deren Hintergrund ein Großteil der „Bereitschaft der Frauen, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren“, als „übermäßig“ erscheint. Die Übermäßigkeit läßt sich am ehesten bei den Frauen bloßlegen, bei denen die objektive Notwendigkeit, sich zu arrangieren, relativ gering ist. Zu ihnen zählen die Verfasserinnen die materiell günstig gestellten, die sozial privilegierten und die emanzipationsbewußten Frauen. Bei all diesen Gruppen von Frauen aber gibt es die „Liebesgeschichten“ – Geschichten, die – so die Diagnose der Autorinnen – von illusionären und ideologischen, aber auch strategischen Bindungen an Männer erzählen. In den Geschichten kommen die Männer vor, die es, so die Unterstellung, kaum wert sind, als Personen geliebt zu werden; die, wenn sie doch geliebt werden, eben deswegen ihre Interessen gegen die ihrer Frauen durchsetzen können; es kom-

men die Frauen vor, die auf die Idee der Ehe fixiert sind oder auf den Archetypus Mann – ganz unabhängig von den konkreten Männern, die diese Bilder und Beziehungsentwürfe aktualisieren; und es kommen Beziehungen überhaupt und besonders auch Beziehungen zu Männern vor als eine Art Ersatz für einen unwiederbringlichen religiösen Glauben, als ‚fixe Idee‘ der Erfüllung des Lebens.

Im wesentlichen bestehen die Beziehungen dieser Frauen zu Männern im Grunde nur als ideologische und mythische Größen, die Bestandteile einer patriarchalen Kultur sind und auf die, so Cheryl Benard und Edit Schlaffer, die Frauen ‚eigentlich‘ verzichten könnten.

Mit dieser Analyse versucht das Buch, eine klassische Aufklärungsfunktion zu erfüllen. Die „Liebesgeschichten“ werden auf ihnen zugrundeliegende Motive und Interessen hin gelesen und interpretiert, um uns Frauen wenigstens die Freiheitsgrade in unserem Handeln klarzumachen. Zu diesem Zweck werden Gespräche mit Politikerinnen berichtet, die als Modelle gegen die falschen Arrangements und für die unorthodoxen Strategien gelten können. Das Buch schließt mit der Aufforderung an Frauen, sich strategischer den Männern gegenüber zu verhalten, nicht im Sinne der alten Arrangements mit dem Patriarchat, sondern im Sinne von Möglichkeiten, die auf einem Weg aus dem Patriarchat heraus liegen. Damit Frauen sich nicht immer wieder erneut in die chronischen Illusionen von „Liebesgeschichten“ verstricken, formulieren die Autorinnen am Schluß zehn listig gemeinte Gebote, die in den Appell münden: „Machen wir weiter. Machen wir unbedingt weiter“ – mit unserer Emanzipation und dem Durchsetzen eines anspruchsvollen Lebens für uns.

Im Streit mit der Streitschrift

Das Hauptmotiv der Streitschrift ist ein Appell an Frauen, die in engen Beziehungen zu Männern leben, doch endlich ihre Interessen an solchen Beziehungen hintanzustellen, damit sie ihre unabhängigen Interessen an Erfolg und Leistung ebenso wie an Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern durchsetzen können. Das Plädoyer für die Autonomieinteressen von Frauen wird unterstützt durch eine Diagnose der Männerbeziehungen von Frauen und ihres Platzes in einer patriarchal verfaßten Gesellschaft. Mit

dieser Diagnose nun kann man gründlich streiten und das soll im Folgenden geschehen, treffen die „Liebesgeschichten“ doch auf den zentralen Nerv der Existenz von Frauen, die die Gesellschaft, in der sie leben, (u. a.) als Patriarchat bestimmen und die gleichzeitig zu Männern persönlich-engagierte Beziehungen eingehen – mit ihnen kooperieren oder in Freundschaft und Liebe mit ihnen verbunden sind. Meine Kritik bewegt sich von verschiedenen Ansatzpunkten her um ein zentrales Argument: daß patriarchale Machthierarchien als gesellschaftliche Organisation von Geschlechterbeziehungen sich nicht zwangsläufig in persönliche Macht- und Unterwerfungsbeziehungen von Männern und Frauen umsetzen müssen; daß die Existenz eines Patriarchats nicht zwangsläufig eine wechselseitige Liebe zwischen Frauen und Männern ausschließt.

Patriarchat und intentionale Beziehungsmacht von Männern: eine falsche Zwangsläufigkeit

Die zentralen Aspekte der Diagnose des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern scheinen in dieser Passage des Buches enthalten zu sein:

„Wir müssen erkennen, daß unsere Ausgangslage mit der keiner anderen Gruppe vergleichbar ist. In keiner anderen Gruppe muß es gelingen, zwischen Personen und Verhältnissen zu unterscheiden, zwischen den einzelnen Mitgliedern der Männergruppe, mit denen man lebt und die nicht nur Vertreter der Ordnung sind, und zwischen den Machtverhältnissen und Privilegien, die sie auch repräsentieren. Für keine andere Gruppe ist das Leben in der Unfreiheit so erträglich und zugleich unmittelbar unerträglich. Erträglich, weil die Intimität des Zusammenlebens mit den Übergeordneten immer auch Vorteile, die Nähe zu ihnen immer auch Milderungen der Macht bringt: unmittelbar unerträglich, weil man infolge der Nähe und Intimität immer mehr Solidarität erwartet, immer mehr Vertrauen zeigt, immer mehr Verletzbarkeit aufweist, als angesichts der Machtverhältnisse angebracht ist. Diese Spaltung bleibt nach wie vor charakteristisch für die Lage der Frau.“ (111/12)

Dieser Interpretation zufolge gibt es eine direkte Abbildung einer prinzipiellen Organisationsstruktur einer Gesellschaft auf die vergesellschafteten Anteile in den einzelnen empirischen Beziehungen ihrer Mitglieder – genauer: von einem gesellschaftlichen Patriarchat auf die vergesellschafteten Anteile in den individuellen Frau-Mann-Beziehungen. Die Funktionsprinzi-

pien des Patriarchats setzen sich auch unmittelbar in der „Intimität des Zusammenlebens“ fort. Die Zwangsläufigkeit einer solchen direkten Abbildung läßt sich empirisch kaum stützen. Fehlende Chancen einer Frau auf dem Arbeitsmarkt etwa haben zwar sehr wohl und notwendig etwas mit der Existenz eines patriarchal verfaßten (geschlechtshierarchisch-arbeitsteiligen) Arbeitsmarktes zu tun, aber nicht notwendig etwas mit dem konkreten Verhalten des Mannes der Frau gegenüber. Männer als einzelne ‚repräsentieren‘ nicht automatisch das System, auch nicht in den Anteilen, in denen sie in den Augen der Autorinnen „Vertreter der Ordnung“ sind. Wie weit konkrete Männer das gesellschaftliche Machtgefälle zwischen Männern und Frauen und ihre gesellschaftlichen Privilegien direkt den konkreten Frauen gegenüber vertreten und durchsetzen, wie weit sie also das gesellschaftliche Organisationsprinzip als persönliches Interaktionsprinzip ausagieren, das ist eine empirische, von vielen anderen Dingen abhängige Frage. Die Autorinnen machen zwar auch die Beobachtung: „Es herrschen nicht alle Männer, sondern nur einige“ (17), aber sie gehen nicht dem systematischen Stellenwert nach, den eine solche Beobachtung für ihre Patriarchatstheorie haben müßte.

Die Konstruktion der Unmöglichkeit von Verständigung mit und Liebe zu Männern

Die beiden Autorinnen extremisieren und totalisieren die interaktionelle Macht von Männern, die dann als die äußerste Bedrohung von Machtlosen, d. h. von Frauen, erscheint. Sie beschreiben diese Macht in den Bildern von Krieg und militärischer Besatzung und deren Folgen: „Wo es Kriege, Unterdrückung, Verfolgung gibt, gibt es auch Waffenhändler, Schmuggler, Söldner. Wo es eine Besatzungsmacht gibt, gibt es Kollaborateure.“ (17) Entsprechend ist es nur konsequent, von der Seite der so beherrschten Frauen aus die Beziehungen zu Männern als Widerstand oder aber als Kollaboration zu sehen. Es ist dann nur eine prinzipielle Opposition möglich (Widerstand) oder aber eine Sorte von Gemeinschaft mit Männern, die das besetzte Land der Frauen verrät (Kollaboration). Vielleicht wäre noch Gleichgültigkeit den Männern gegenüber oder ein Aushalten des Zustandes möglich, aber doch auf keinen Fall eine Gemeinschaft mit Männern, die nicht die Würde und Achtung der

einzelnen Frauen und mit ihr die Würde und Achtung aller Frauen verriete.

Im übrigen fügt sich die Vorstellung von Krieg und Besetzung zu anderen Bildern des Geschlechterverhältnisses, die praktisch die Unmöglichkeit von Gemeinschaft und Verständigung mit Männern beinhalten: Die Assoziationen von „Kleinstaat“ und „Supermacht“ (214) werden erweckt. Frauen und Männer werden als zwei (eben durch Herrschaft und Unterdrückung) getrennte „Volkgruppen“ (124, 210) gekennzeichnet. Die Autorinnen stellen fest: „Männer und Frauen leben nicht immer in derselben Kultur“ (218) oder: „Frauen, das vorindustrielle Volk“ (281). Die Geschichte der einzelnen Geschlechter bleibt letztlich die Wiederkehr des Immergleichen, ohne eine begründete Hoffnung auf Veränderung:

„Warum arrangieren (Frauen) sich, unaufhörlich, quer durch die Weltgeschichte?“ (10)

oder:

„Wenn wir darauf warten, daß die Männer alles einsehen und das gleiche wollen wie wir, also, das kann dauern. Zum Beispiel weitere 3000 Jahre.“ (275)

Die Konstruktion der dauerhaften Unmoral von Männern

Dann wird eine Naturbasis von männlicher Herrschaft behauptet:

„Eine Gruppe ohne Aggressionshemmung (und das sind unsere männlichen Gattungsmitglieder leider)“ (286)

oder:

„Männer sind in jahrtausendelanger Sozialisation vielleicht (Verhaltensforscher behaupten das) sogar durch biologische Veranlagung darauf fixiert, entlang einer Achse von Macht zu denken“ (287)

oder:

„Weder in der emotionalen noch in der sexuellen Beziehung zu Frauen lag anscheinend für Männer eine zwingende Aggressionshemmung. Mit Leuten zusammenleben, denen diese psychische Sperre fehlt, ist eine latent beunruhigende Erfahrung“ (262/3).

Darüberhinaus beziehen sich die beiden Autorinnen auf die empirischen Männer als Einzelwesen und in ihrer Allgemeinheit mit massiv verurteilenden Kategorien. Wenn Männer im Text nicht als Machthaber, Ausbeuter und brutale Vergewaltiger (262/3) vorkommen, dann doch zumindest als die „Parasiten“ (212) oder als die „Patienten im eigenen Wohnzimmer“ (224) von Frauen.

Weil ist, was nicht sein darf: die Knicke in Theorie und Politik von Geschlechterbeziehungen

Cheryl Benard und Edit Schlaffer gehen davon aus, daß Frauen mit Männern zusammenleben. Dann können es doch nur diese Männer sein, deren Motive und Interessen an einem Zusammenleben mit Frauen sie gleichzeitig als im buchstäblichen Sinne unmenschlich kennzeichnen. Die Situation von Frauen ist dann nicht nur „zwiespältig“ (285), wie die beiden Autorinnen meinen, sondern völlig unaushaltbar und keinen Augenblick zu tolerieren, geschweige denn zu befürworten. Genau aber das tun die beiden:

„Daß Frauen aus emotionalen Gründen Schwierigkeiten haben, ohne Männer zu leben, ist einsichtig. Die Welt ist schlecht und die Menschen kaltherzig, und jede Bastion, die man sich gegen Härte und Gleichgültigkeit errichten kann, ist wertvoll.“ (176)

Ausgerechnet bei denen, die die Welt nach Meinung der Autorinnen doch wohl schlecht und kalt gemacht haben, sollen Frauen Güte und Interesse finden können? Das wäre doch absurd. Die beiden Verfasserinnen suchen mit dieser Absurdität umzugehen.

„Wenn wir trotzdem mit (diesen Männern) zusammenleben, dann deshalb, weil es außer den zeitgeschichtlich zur Verfügung stehenden Männern keine anderen gibt. Allein leben ist nicht für jede eine angenehme Perspektive. Frauenbeziehungen sind nur für eine Minderheit ein gangbarer Weg.“ (285)

Ich meine, daß diese Gründe einfach nicht gut genug sind. Wenn Cheryl Benard und Edit Schlaffer die Wirklichkeit von Männern richtig dargestellt haben, dann ist ein Interesse an einem Zusammenleben mit diesen Männern aus den von den Autorinnen angegebenen Gründen doch wohl kaum zu rechtfertigen. Frauen haben Alternativen: Viele Frauen leben allein; zunehmend entfalten Frauen lesbische Bedürfnisse und leben in lesbischen Gemeinschaften. Anthropologisch gesehen steht weder dem Leben ohne intime Nähe eines anderen Menschen noch der Homosexualität von Frauen irgendetwas im Wege.

Das ist ein Dilemma, in das sich die Verfasserinnen mit ihrer kritischen Analyse begeben haben. Trotz der Notwendigkeit, alte Orthodoxien aufzulösen, sich mit flexibler und doch nicht prinzipienloser Pragmatik zu bewegen, läßt sich dieses Dilemma kaum erträglich machen. Die Autorinnen versuchen es auf die unterschiedlichste Weise und geraten meiner Meinung nach

in weitere Schwierigkeiten. Sie haben zunächst Recht:

„Überraschend ist auch nicht das Bedürfnis nach einer Beziehung zu einem Mann; sondern was aus diesem Bedürfnis für die gesamte soziale Existenz der Frau gefolgt wird, von der Umwelt, von ihr selbst.“ (176)

Aber gerade deswegen, weil Frauen es mit Männern nicht prinzipiell und abstrakt, überhaupt und an sich zu tun haben, gerade weil es um Beziehungen zu Männern heute und in absehbarer Zeit, um die einzigen „zeitgeschichtlich zur Verfügung stehenden“ Männer geht, deswegen ist das Bedürfnis, mit gerade diesen so beschriebenen Männern zusammenzuleben, sehr wohl zu verwundern. Die Motive von Frauen für ein Leben mit diesen Männern, die Cheryl Benard und Edit Schläffer benennen, können deswegen wohl auch nur negatorische sein: Leben mit diesen Männern nur als das kleinere Übel im Vergleich zum Alleinleben und im Vergleich zu einem Leben mit Frauen und nicht, weil es um der Männer Willen attraktiv wäre, weil es Erfüllung und Lust bringen könnte. Die beiden Verfasserinnen geben so den subjektiven Motiven von Frauen, mit Männern zusammenzuleben, letztlich eine Genese des Drucks und des Zwanges. Sie gleichen damit die Motive und Interessen folgerichtig an die unterstellte Struktur einer Welt der Geschlechter an, die in zwei Hälften zerfallen ist, in denen die Männer als die eine Hälfte die Frauen als die andere Hälfte beherrschen.

Den Umgang von Frauen mit Männern in dieser aufgezwungenen Form von Gemeinschaft stellen sich die Autorinnen dann allerdings so vor:

„Das Zusammenleben mit Männern gestaltet sich damit ähnlich wie eine politische Wahl: Man sucht sich das geringste Übel aus einer Reihe insgesamt unbefriedigender Kandidaten. Danach versucht man, so gut es geht, Druck auszuüben.“ (285/6)

Man hat den Eindruck, es geht bei der Beschreibung einer ‚vernünftigen‘ Beziehung zu Männern jetzt weniger oder garnicht mehr um Widerstand gegen und um das nicht-kompromittierende Überleben in einem Zwangssystem, sondern eher um einen Schlagabtausch unter denen, denen vielleicht unterschiedliche, vielleicht gleiche, auf alle Fälle aber nicht zu unterschätzende Quanten von Macht zur Verfügung stehen.

Das Tabu auf der Möglichkeit guter Beziehungen zu Männern in der Gegenwart

Dieser zweite Typus der Geschlechterinteraktion wird folglich auch befreit von der Perspektive, daß es für eine Frau unmöglich ist, legitimerweise in einer Beziehung zu einem Mann zu leben. Allerdings tun Cheryl Benard und Edit Schläffer nicht den Schritt, von der realistischen Möglichkeit einer guten Beziehung einer Frau zu einem Mann zu sprechen. Bei allem Bemühen, Themen zu enttabuisieren, lähmende Dogmen aufzulösen, die Freiheitsgrade im Leben von Frauen darzustellen, bleibt doch diese Idee für sie unannehmbar.¹

Die Verfasserinnen beharren gegenüber der Möglichkeit einer guten Beziehung zu einem Mann doch auf der Konstruktion des Mannes als Feind:

„Sie sind nicht unsere Genossen, diese Männer, mit denen wir zusammenleben.“ (285)

„Mit denjenigen, die ihnen Rechte nehmen, leben Frauen zusammen.“ (285)

„In Wirklichkeit aber ist es so, daß die Männer unsere Gegner sind. Was in unserem Interesse liegt, liegt nicht in ihrem Interesse.“ (264)

Diese Warnungen enthalten die Umkehrung der Situation in den berichteten „Liebesgeschichten“. Verschwanden darin die Verhältnisse hinter den Personen, das Patriarchat hinter den Männern (und den Frauen, wäre zu ergänzen), so soll das auf keinen Fall mehr geschehen. Das Bewußtsein von Frauen soll wach bleiben, daß es primär die ‚Herren‘ sind, mit denen sie arbeiten und leben.

Das Verdrängen der Möglichkeit, Verhältnisse gedanklich zurückzunehmen

Frauen sind die einzige Gruppe, die zwischen Personen und Verhältnissen, zwischen Männern und Patriarchat unterscheiden muß, hatten Cheryl Benard und Edit Schläffer beobachtet. Bei den beiden klingt diese Aussage, als würden sie sie noch einmal zur Norm erheben – die Notwendigkeit zur Unterscheidung ist den Frauen nicht nur auferlegt, sondern sie dürfen in ihrem eigenen Interesse ohne sie gar nicht auskommen. Diese Erwartung fügt sich zusammen mit der fehlenden Dimension der Möglichkeit guter Beziehungen zwischen Frau und Mann und legt

die Schlußfolgerung nahe: Frauen dürfen das Patriarchat in den Männern, wo es existiert, auch gedanklich nicht zurücknehmen, Männer nicht auch außerhalb von patriarchalen Verhältnissen denken. Aber Verhältnisse bewußt zurückzunehmen ist die Bedingung der Möglichkeit für einen Umgang miteinander, in dem die andere Person in ihrer Subjektivität und Besonderheit anerkannt wird, in dem das Gegenüber nicht verdinglicht und zum Objekt gemacht wird. Das gilt auch für persönliche Beziehungen unter patriarchalen Verhältnissen, und darin gilt es auch für die nahen, persönlichen Beziehungen von Frauen und Männern, die als Kooperations-, Freundschafts- oder Liebesbeziehungen beabsichtigt und entworfen sind.

Wenn es nicht die Möglichkeit der Virtualisierung von gesellschaftlichen Verhältnissen und der Verständigung über sie gäbe, blieben alle, Frauen und Männer, auf die vergesellschafteten Anteile ihrer Existenz festgelegt. Im Sinne eines Patriarchatskonzeptes, in dem sich Herrschafts- und Ausgrenzungsstrukturen in den Personen von Männern kristallisieren, blieben Männer immer die Übergeordneten, die ‚Herrscher‘, die ‚Unterdrücker‘, Frauen immer die Untergeordneten, die ‚Beherrschten‘, die ‚Unterdrückten‘. Dann wären die Veränderungen, die dieses Paar entwirft und ausprobiert, unmöglich.

C: „Der Machtkampf zwischen den Geschlechtern ist wichtig, aber ebenso wichtig ist die Erforschung dessen, was heute und in der Zukunft ein Paar konstituieren kann, das nicht auf der Geschlechtertrennung oder dem Geschlechterkampf beruht.“

B: „Dieses ist eine Gratwanderung, weit entfernt von Harmonisierung oder Egalisierung. Streit ist besser als künstliches Einverständnis. Man kann es auch so ausdrücken: ‚Damit bin ich nicht einverstanden, aber ich akzeptiere es, ich bleibe mit dir in Beziehung‘.“

C: „Das ist genau das, was ich als Anerkennung des Unterschiedes, des Andersseins bezeichne, als Versuch der Entwicklung von Interaktionen zwischen Männern und Frauen, die weniger ritualisiert, improvisierter und dem Kontext angemessener sind. Ich versuche, in den gegebenen Situationen zu handeln und nicht auf Modelle zu reagieren. Dieses ist für mich auch die Definition einer ‚gesunden‘ Beziehung – es ist die Fähigkeit, sich weich in den sozialen Zusammenhang einzufügen, der selbst in ständigem Fluß ist.“¹²

Im Sinne eines reduzierten Patriarchatskonzeptes müßten wir dann auch leugnen, daß die innersten Hoffnungen von Frauen auf ein erfülltes Leben sich mit den innersten Hoffnungen von Männern berühren; daß aus beiden dieselbe Sehnsucht spricht.³

Dann auch könnten Frauen, sogar die, die nicht in engen Beziehungen zu Männern leben, sich auf andere Frauen immer nur als die patriarchal ‚Unterdrückten‘ beziehen, hätten keine Möglichkeit, sich aus dem Patriarchat herauszuentwickeln und das ‚Patriarchat in sich‘ zu verändern.

Und einem solchen Konzept zufolge könnte es unter patriarchalen Verhältnissen überhaupt keine Freundschaft oder Liebe zwischen Frauen und Männern geben, die ihren Namen verdiente. „Liebe“ wäre dann wirklich „nur ein Fluß in Preußen“ (276). Und die Gefühle zu Männern, denen Frauen nahestehen, hießen nur „Nicht“ oder „Nicht-Nur“ („Männer, die nicht nur Vertreter der Ordnung sind“ (11); „Allein leben ist nicht (. . .) angenehm (. . .)“ (285); „Frauenbeziehungen sind nur für eine Minderheit ein gangbarer Weg“ (285)).

Daß Cheryl Benard und Edit Schläffer bei aller notwendigen Kritik am Patriarchat und an der patriarchalen Vergesellschaftung von Frauen und Männern der Dimension der realistischen Möglichkeit in ihrer Diagnose der Geschlechterbeziehungen keinen Raum geben, ist das eigentlich Beunruhigende und Erschreckende an ihrer Schrift. Das ist auch trotz aller Ironie und trotz aller Überzeugung von den eigentlichen Freiheiten für Frauen wohl der Grund dafür, daß ihre Streitschrift merkwürdig resignativ bleibt.

Es mag sein, daß die Diagnose der Geschlechterbeziehungen, von der die Autorinnen ausgehen, ein gewisses Recht hat: daß es erst der extremsten Entfremdung beider Geschlechter von sich selbst und von einander bedarf, damit sie sich dann der Gemeinsamkeit ihrer Ahnungen von einem besseren Leben bewußt werden können und ebenso der Tatsache, daß es entweder keine Veränderung oder nur eine beider Geschlechter geben kann. Das jedenfalls bedeutet die Geschichte von Rosetta und Leonce „unter ihren vielen Namen“, wie sie Georg Büchner begonnen und Christa Wolf fortgeführt hat.⁴ Rosettas Ohnmacht und Leonces Macht – beides ist für beide tödlich. Hoffnung besteht für sie, seit sie ihre äußerste Entfremdung erkennen, vor allem aber seit nicht nur jede/r für sich das „schreckliche Geheimnis, das Tabu der Tabus“ entdeckt, sondern sie es miteinander teilen:

„Nun aber – zugegeben: spät, zu spät vielleicht – erhebt sie ihre Stimme. Fragt: Meine Herren, Freunde, Kollegen, Genossen: Meinen Sie nicht, meint ihr nicht,

*selbst für leichte Füße wird der Boden mittlerweile et-
was dünn?*

*So hätte sie nicht sprechen dürfen. Nun ist sie wirklich
undankbar geworden. Tanzt aus der Reihe. Läßt sich
aus dem Netz ihrer Ohnmacht fallen – als sei dies eine
Vergnügungsreise, die sie auch hätte unterlassen könn-
nen! –, dessen Maschen doch so fein geknüpft waren,
aus einem Stoff, wie Träume sind: Die Alpträume ent-
fremdeten Denkens.*

Die Angst, die jetzt einsetzt.

*Ihre und seine Angst; denn nun teilen sie das schreckliche
Geheimnis, das Tabu der Tabus: Daß Leonce unter
seinen vielen Namen nicht lieben, daß er nur noch Totes
lieben kann. (Schöne Leiche, du ruhest so lieblich auf
dem schwarzen Bahrtuch der Nacht, daß die Natur das
Leben haßt und sich in den Tod verliebt.) Bleibt also
ihr, Rosetta unter ihren vielen Namen, nur die Wahl,
in den toten Raum zurückgedrängt oder ihm gleich zu
werden? Steigert nicht jeder Schritt, den sie zu ihrer Be-
freiung tut, seine Angst, also seine Abwehr? Soll nun
etwa sie sich verschanzen und aus der Zitadelle ihrer
Vernunft heraus ‚mit der Kanone der Wahrheit‘ schie-
ßen? Ihn als ihren Feind ansehen, den es zu ‚zermal-
men‘ gilt? Und: Sich gemeinsam, sich gegenseitig zur
Vernunft zu bringen – das gäbe es nicht? Sie beide, an
das gleiche Paradox geschmiedet, wären nicht imstande,
einen einzigen richtigen Schritt aufeinander zu tun?
Auch dieser historische Augenblick wäre vertan.“¹⁵*

Anmerkungen

1 Die Streitschrift teilt dieses Tabu mit der feministischen Öffentlichkeit. Es gibt nur ganz wenige Stimmen in der neuen Frauenbewegung und erst in letzter Zeit, die für diese Möglichkeit und ihre Verwirklichung sprechen. Dazu gehören z.B. Beatrice Campell, die dagegen opponiert, Heterosexualität als geschlechtliche Kollaboration zu diskreditieren; Ilona Kickbusch, die es für einen großen Verlust für Feministinnen hält, die Männer hinter sich zu lassen; oder Jane Lazarre, die beklagt: „Strangely enough, the deepest dimensions of heterosexuality – the secrets and fantasies, the less noble deeds and the ecstatic fusions – (. . .) have not been accorded a really respectful and serious feminist analysis“; Marilyn French, die feministische Autorin der Geschichte einer Liebe zwischen einer Frau und einem Mann; oder Christine Woesler, wenn sie erklärt: „Mir ist die Veränderung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern wichtig und die Entwicklung und Erprobung anderer Vorstellungen von Leben und Arbeiten. Ich wünsche sehr, daß es ein gemeinsamer Kampf von Männern und Frauen ist, an dem ich als Frau beteiligt bin“. (Vgl. Beatrice Campell: Mit dem Feind schlafen? *Kursbuch* 63 (1981), 147–164; Ilona Kickbusch: Reproduktionspolitik. Sexualität

und soziale Bewegung. *Ästhetik und Kommunikation* 37 (1979), 72–77; Marilyn French: *Das blutende Herz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980; Jane Lazarre: *Loving Men: Two Aspects. The Second Sex – 30 Years later*. A Commemorative Conference on Feminist Theory, 27.–29. September 1979, New York University (hektographierte Manuskriptsammlung), 86–90; Christine Woesler, Bruno de Panafieu: Männlich und weiblich in Interaktion. In: Ditmar Kamper und Christof Wulff: *Zur Wiederkehr des Körpers*. Suhrkamp: Frankfurt 1982, 209–223, hier 218.)

2 Christine Woesler, Bruno de Panafieu: a.a.O., 219–220.

3 Sind Stimmen von Männern dazu wirklich nur Ideologie? Können wir es uns nicht leisten, sie zu vernehmen? Auch wenn sich in dem folgenden Gesprächsabschnitt ein Mann nur von Männern inspiriert weiß, so sprengen diese männlichen Utopien doch den patriarchalen Rahmen, in dem sie entstanden sind. Zu der Intuition für seine wissenschaftliche Arbeit sagt Jürgen Habermas:

„Die Intuition stammt aus dem Bereich des Umgangs mit anderen; sie zielt auf Erfahrungen einer unversehrten Intersubjektivität, fragiler als alles, was bisher die Geschichte an Kommunikationsstrukturen aus sich hervorgetrieben hat – ein Netz von intersubjektiven Beziehungen, das gleichwohl ein Verhältnis zwischen Freiheit und Abhängigkeit ermöglicht, wie man es sich immer nur unter interaktiven Modellen vorstellen kann. Wo immer diese Vorstellungen auftauchen, ob bei Adorno, wenn er Eichendorff zitiert, beim Schelling der ‚Weltalter‘, beim jungen Hegel, ob bei Jakob Böhme, es sind immer Vorstellungen von geglückter Interaktion. Gegenseitigkeiten und Distanz, Entfernungen und gelingende, nicht verfehlte Nähe, Verletzbarkeiten und komplementäre Behutsamkeiten – all diese Bilder von Schutz, Exponiertheit und Mitleid, von Hingabe und Widerstand steigen aus einem Erfahrungshorizont des, um es mit Brecht zu sagen, freundlichen Zusammenlebens auf. Diese Freundlichkeit schließt nicht etwa den Konflikt aus, sondern was sie meint, sind die humanen Formen, in denen man Konflikte überleben kann.“ (Dialektik der Rationalisierung. Jürgen Habermas im Gespräch mit Axel Honneth, Eberhard Knödler-Bunte und Arno Wiedmann. *Ästhetik und Kommunikation* 45/46, 12, 1981, 126–157, hier 151–152).

Christa Wolf: Rosetta unter ihren vielen Namen. *Süddeutsche Zeitung*, 18./19. Oktober 1980, 149. A.a.O.